



Not Death

Lyrikmappe

AN DER WAND STEHEND.
KEINEN AUSWEG MEHR SEHEND.
DEM TOD erSEHNEND.

S
e
b
a
s
t
i
a
n

K
r
a
p
p
e
n

Inhaltsverzeichnis

Titel	Seite
Prolog	2
Georg Heym: Der Krieg	3
Der Krieg (aus der Sicht des lyrischen Ich)	4
Interpretation von "Der Krieg"	5
	6
Eroberung	7
Ratlosigkeit	8
Heinrich Heine: Die Heimkehr	9
Gedanken eines Heimkehrenden	10
Hermann Hesse: Im Nebel	11
Interpretation von "Im Nebel"	12
angst	13
Wahre Liebe?	14
Theodor Storm: Schlaflos/Gedanken eines Schlaflosen	15
Gedanken eines Schlaflosen (Gedicht)	16
Standpunkte	17
Der Strich	18
Erich Kästner: Das letzte Kapitel	19
Interpretation von "Das letzte Kapitel"	20
	21
	22
Quellenverzeichnis	23
CD mit Lyrikmappe in digitaler Form plus Quellenverzeichnis und original Bilder	

Prolog

Da ich denke, dass manche Sachen in dieser Lyrikmappe eine Erklärung bedürfen, schreibe ich diesen Prolog.

Das auf dem Deckblatt zu findende Gedicht ist eine japanische Gedichtform, die sich Senryū¹ nennt.

Diese Gedichte bestehen immer aus 3 Versen, mit dem Schema 5-7-5 Silben. Des Weiteren ist typisch für sie, dass sie sich immer mit etwas persönlichen, Emotionalen befassen.

Eine ähnliche Form hiervon ist das so genannte Heiku², welches vom Aufbau her gleich ist, sich aber mit der Natur befasst und eher lustig ist.

Die Mappe hat im Grunde genommen keine klare Struktur und auch kein bestimmtes Thema, sollte dies so wirken ist es eher zufälliger Natur.

Ich habe bei den von mir selbst erstellten Gedichten ganz bewusst auf eine Interpretation oder eine Darlegung meiner Gedankengänge verzichtet. Meiner Meinung nach ist dies unnötig, da sich recht klar erkennen lässt worauf ich hinaus möchte.

Außerdem finde ich, dass gerade eine gewisse Ungewissheit, was der Autor genau mit den Gedichten aussagen möchte, ein wesentlicher Bestandteil von Gedichten ist.

Vielleicht möchte der Autor ja nicht einmal etwas mit den Gedichten aussagen und sie sind nur kleine Geschichten in Gedichtform?

Alle Dinge, die keine explizite Quellenangabe haben stammen von mir, bei den Gedichten kann man dies auch an den fehlenden Autoren erkennen.

Da ich der Auffassung bin, dass eine Quellenangabe auf jeder Seite dessen Layout zerstören würde, habe ich diese hinten auf der letzten Seiten zusammengefasst. Des Weiteren kann man sie auf der beiliegenden CD als direkten Link in der Datei „quellenverzeichnis.html“ wieder finden.

¹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Senryū>

² <http://de.wikipedia.org/wiki/Haiku>

GEORG HEYM: DER KRIEG

Aufgestanden ist er, welcher lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmerung steht er, groß und unerkannt,
Und den Mond zerdrückt er in der schwarzen Hand.

In den Abendlärm der Städte fällt es weit,
Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit,
Und der Märkte runder Wirbel stockt zu Eis.
Es wird still. Sie sehn sich um. Und keiner weiß.

In den Gassen faßt es ihre Schulter leicht.
Eine Frage. Keine Antwort. Ein Gesicht erleuchtet.
In der Ferne wimmert ein Geräusch dünn
Und die Bärte zittern um ihr spitzes Kinn.

Auf den Bergen hebt er schon zu tanzen an
Und er schreit: Ihr Krieger alle, auf und an.
Und es schallet, wenn das schwarze Haupt er schwenkt,
Drum von tausend Schädeln laute Kette hängt.

Einem Turm gleich tritt er aus die letzte Glut,
Wo der Tag flieht, sind die Ströme schon voll Blut.
Zahllos sind die Leichen schon im Schilf gestreckt,
Von des Todes starken Vögeln weiß bedeckt.

Über runder Mauern blauem Flammenschwall
Steht er, über schwarzer Gassen Waffenschall.
Über Toren, wo die Wächter liegen quer,
Über Brücken, die von Bergen Toter schwer.

In die Nacht er jagt das Feuer querfeldein
Einen roten Hund mit wilder Mäuler Schrein.
Aus dem Dunkel springt der Nächste schwarze Welt,
Von Vulkanen furchtbar ist ihr Rand erhellt.

Und mit tausend roten Zipfelmützen weit
Sind die finstren Ebenen flackend überstreut,
Und was unten auf den Straßen wimmelt hin und her,
Fegt er in die Feuerhaufen, daß die Flamme brenne mehr.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald,
Gelbe Fledermäuse zackig in das Laub gekrallt.
Seine Stange haut er wie ein Köhlerknecht
In die Bäume, daß das Feuer brause recht.

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Aber riesig über glühenden Trümmern steht
Der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht,

Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
In des toten Dunkels kalten Wüstenein,
Daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.



Der Krieg (aus der Sicht des lyrischen Ich)

Aufgestanden bin ich, der der lange schlief,
Aufgestanden unten aus Gewölben tief.
In der Dämmerung stehe ich, groß und unerkant,
Und den Mond zerdrücke ich in meiner schwarzen Hand.

In den Abendlärm der Städte fällt es weit,
Frost und Schatten einer fremden Dunkelheit,
Und der Märkte runder Wirbel stockt zu Eis.
Es wird still. Du siehst dich um. Und wirst leis.

In den Gassen fasse ich deine Schulter leicht.
Eine Frage. Keine Antwort. Dein Gesicht erbleicht.
In der Ferne wimmert ein Geräusch dünn
Und dein Bart zittert um dem spitzen Kinn

Auf den Bergen fang ich zu tanzen an
Und ich schrei: Ihr Krieger alle, auf und an.
Und es schallet, wenn das schwarze Haupt ich schwenk,
Drum von tausend Schädeln laute Kette hängt.

Einem Turm gleich tret ich aus die letzte Glut,
Wo der Tag flieht, sind die Ströme schon voll Blut.
Zahllos sind die Leichen schon im Schilf gestreckt,
Von des Todes starken Vögeln weiß bedeckt.

Über runder Mauern blauem Flammenschwall
Stehe ich, über schwarzer Gassen Waffenschall.
Über Toren, wo die Wächter liegen quer,
Über Brücken, die von Bergen Töter schwer.

In die Nacht ich jag das Feuer querfeldein
Einen roten Hund mit wilder Mäuler Schrein.
Aus dem Dunkel springt der Nächste schwarze Welt,
Von Vulkanen furchtbar ist ihr Rand erhellt.

Und mit tausend roten Zipfelmützen weit
Sind die finstren Ebenen flackend überstreut,
Und was unten auf den Straßen wimmelt hin und her,
Fege ich in die Feuerhaufen, daß die Flamme brenne mehr.

Und die Flammen fressen brennend Wald um Wald,
Gelbe Fledermäuse zackig in das Laub gekrallt.
Meine Stange hau ich wie ein Köhlerknecht
In die Bäume, daß das Feuer brause recht.

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Aber riesig über glühnden Trümmern steh
Ich, der im wilden Himmel dreimal seine Fackel dreh,

Über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
In des toten Dunkels kalten Wüstenein,
Daß ich mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufel unten auf Gomorrh.

Interpretation von „Der Krieg“

Im expressionistischen Gedicht „Der Krieg“ von Georg Heym, welches 1912 erschien, geht es um den personifizierten Krieg.

Das Gedicht ist in 11 Strophen aufgeteilt, wobei in jeder Strophe das Reimschema AABB auftritt. Es hat eine sehr apokalyptische, dunkle Stimmung und weist viele Metaphern auf.

In der ersten Strophe geht es um den Beginn des Krieges; Heym lässt den Krieg, wie einen Menschen, aufstehen.

Dadurch, dass Heym den Krieg personifiziert lässt er ihn lebendig wirken. Auch stellt dies einen starken Kontrast da – der Krieg tritt als Mensch auf, obwohl er nie menschlich werden kann, da Krieg eine unmenschliche Handlung ist.

Indem Heym den Krieg auf tiefen Gewölben aufstehen lässt erweckt er die Assoziation mit einem Monster oder dem Teufel und macht ihn dadurch noch unmenschlicher.

Da der Krieg in der Dämmerung groß und unerkannt steht, steht dafür dass die Menschen noch nicht ahnen das bald ein Krieg kommt.

Man kann erkennen, dass Heym den bald beginnenden Ersten Weltkrieg (1914) vorausahnte. Er lässt den Krieg als etwas sehr mächtiges darstellen und verbindet ihn mit dem Tod, da er schreibt, dass dieser den Mond mit seiner schwarzen Hand zerdrückt.

Nun bemerken auch die Menschen, dass etwas nicht stimmt.

Selbst in der großen, lauten Stadt bemerkt man, dass der Krieg aufkommt.

Hierbei beschreibt Heym den Krieg als etwas Frost und Schatten bringendes, wobei dies für Tod, Unglück und auch Krankheit steht.

Die Menschen werden still, sie hören auf zu arbeiten und sehen sich um, dennoch weiß niemand was geschieht.

Jetzt macht er aus dem Krieg ein Objekt, welches aber immer noch die Züge eines Menschen hat, dies deutet Heym an, indem er schreibt, dass es die Schultern anfasst.

Hiermit verbindet er den Krieg fest mit den Menschen – der Krieg ist zwar nicht menschlich, geschieht aber dennoch immer unter der Einwirkung von Menschen.

Da er dies in Gassen macht, kann man darauf schließen, dass dies heimlich geschieht – der Krieg beginnt langsam und schleichend.

Nun erkennen auch die Menschen, dass der Krieg kommt. Die Kirche läutet dünn, was für ein drohendes Unheil steht und selbst das spießige Bürgertum, mit dem spitzen Kinn, beginnt sich zu fürchten.

In der 4. Strophe beginnt der Krieg richtig, er fängt an zu tanzen und holt alle Soldaten (Krieger) zu sich. Hier fällt auf, dass Heym den Krieg wieder als Person bezeichnet und nicht mehr als Objekt, der Krieg wird wieder lebendig.

Der Kriegsruf breitet sich immer mehr aus, immer mehr Menschen nehmen an dem Krieg teil sobald dieser beginnt und Opfer fordert (sein schwarzes Haupt schwenkt).

Heym stellt die Soldaten hier schon als Tod da, denn er beschreibt sie als Schädel mit lauten Ketten, womit er zeigt, dass die Soldaten nicht freiwillig in den Krieg ziehen, sondern von jemanden den Befehl bekommen haben.

Nun zeigt der Krieg seine Folgen – viele Menschen werden verletzt und getötet, es fließt sehr viel Blut. Diese Tote interessieren allerdings nicht direkt, ihre Existenz wird verdrängt (sie werden von Vögeln weiß bedeckt).

Der Krieg ist überall, er ist wie ein Turm und nicht einmal Mauern halten ihn auf, er gelangt selbst in die kleinsten Gassen und zerstört dort alles.

Der Krieg durchzieht das Land zerstörend wie Feuer oder der Hund Cerberus („roten Hund mit wilder Mäuler schrein“, Strophe 7, Vers 2).

Überall gibt es den Tod und dieser wird von zerstörendem Feuer begleitet (Strophe 7, Vers 3-4). Heym beschreibt alles wie eine große Fabrik, so fegt der Krieg alles was auf der Straße wimmelt in die Feuerhaufen.

Hiermit stellt er symbolisch da, dass jeder vom Krieg betroffen ist, egal welches Alter oder Geschlecht.

Der Krieg wirkt sich selbst auf unbeteiligte aus, welche hier durch die verbrennenden Wälder dargestellt werden.

Nun suggeriert Heym, indem er in die Vergangenheit wechselt, dass der Krieg beendet ist (ab Strophe 10).

Durch ihm gingen selbst große Städte ohne große Gegenwehr unter („Warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.“, Strophe 10, Vers.2).

Der einzige Sieger ist der Krieg, welcher triumphierend über den Ruinen steht (Strophe 10, Vers 3-4) und seine Tat betrachtet.

Alles ist zerstört, dies verstärkt Heym auch noch dadurch, dass er vom toten Dunkeln Wüstensein schreibt, wobei hier das Dunkel und die Wüste selbst nochmals für den Tod stehen. Im letzten Vers des Gedichtes vergleicht der Autor alles mit Gomorrha und stellt dadurch einen Bezug zur Bibel her.

Diese Stadt wurde vernichtet da die Bewohner eine Sünde begangen haben; Heym vergleicht den Krieg also sozusagen als eine Strafe Gottes und sagt, dass die Menschen diese Strafe verdient haben, da sie sündig waren.

Das Gedicht ist insgesamt sehr typisch für den Expressionismus; es ist sehr apokalyptisch geschrieben und man findet auch die typischen Farben des Expressionismus wieder (schwarz, rot, blau). Dass es sehr kritisch geschrieben, ist auch sehr typisch für den Expressionismus.

Dadurch, dass es sehr extrem geschrieben ist und der Krieg personifiziert wird, also ein klarer Bezug zu den Menschen hergestellt wird, hat es einen stark warnenden Charakter.

Dies macht das Gedicht zeitlos, es hat immer eine gewisse Relevanz, da es vor den Krieg warnt.

Eroberung



*Ich berühre sanft ihre zarte Haut
Fahre durch ihr seiden Haar
Liebkose zärtlich ihre Brust*

*Bewunder sie voller Lust
Wie sie liegt so da
So ruhig und wehrlos
Ihr Atem gleichmäßig geht*

*Ich liebkos sanft ihre
Haut mit dem Skalpell
Zerschneide sie schnell
Aber verschon die Niere*

*Bewunder wie der Lebenssaft
Fließt wie ein Fluss
Ihre Haut benetzt*

*Ich beobacht ihr Herz
Wie es pulsieren muss
Ähnend eines Vulkanes lodern*

*Bewunder wie zart sie ist
Ein Stück schmeckt besser
Als das andere. Endlich
Konnt ich ihr Herz erobern*

RATLOSIGKEIT

Ich erstaune tief in schein
Finde keinen Rat
Weiß nicht ein noch aus

Was soll ich *tun*?
Irre hin und her und bin mir fremd
Ich empfinde ein Grauen

FURCHT

Was soll ich *tun*?
Warum lässt er mich nicht in Ruhe?
Ich finde keinen Rat

ANGST

Was soll ich *tun*?

Ich renn die Straße entlang,
höre Schritte hinter mir

PANIK

Etwas trifft meinen Kopf
Sterbe ich?
Bin ich schon tot?

Schwach bemerk wie er mich berührt...
fühle mich tot.

Ich kann nichts mehr tun.



Bekowski Darluz

Heinrich Heine: Die Heimkehr

Die Nacht ist feucht und stürmisch,
Der Himmel sternenleer;
Im Wald unter rauschenden Bäumen,
Wandle ich schweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einsamen Jägerhaus;
Es soll mich nicht hin verlocken,
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sitzt ja
Im ledernen Lehnstuhl dort,
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Försters rotköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchse,
Und lacht vor Wut und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Tränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

Gedanken eines Heimkehrenden

Das Gedicht „Die Heimkehr“ aus der Sicht des Heimkehrenden

Ich wandere still durch die dunkle Nacht und schaue gen Himmel.
Er ist absolut klar, keine Wolke stört mich beim Blick auf die funkelnden Sterne.
Der Wald ist auf seine Art sehr ruhig, nur die Blätter der Bäume rascheln und eine Lerche singt.
Was mich wohl zu Hause erwartet?
Eben bin ich an dem Haus eines Jägers vorbeigekommen.
Es wirkte richtig unheimlich mit seinen leuchtenden Fenstern; sie wirkten fast wie Augen, die mich verdrießlich anschauen.
Wer dort wohl wohnte? Sicherlich kein sympathischer Zeitgenosse.
Wenn ich an das Haus denke bin ich richtig froh, dass der Hund auf der Veranda nicht aufgewacht ist und Alarm geschlagen hat.

Dort ist ja mein Dorf, ich sehe schon die Lichter.
Durch die Fenster sehe ich geschäftige Treiben der Leute.
Die alte Großmutter sitzt im Wohnraum des Bäckers. Irgendwie wirkt sie wie ein Stein auf mich, wie sie da sitzt... so stumm und starr mit leeren Augen gegen die Wand blickend.
Sie hat wohl seitdem sie sich in der Backstube verletzt hat und erblindet ist ihren ganzen Lebensgeist verloren, aber wer kann es ihr verübeln?
Sie muss schließlich den ganzen Tag in der Wohnung bleiben und ihre nervtötende Schwiegertochter ertragen.
Dort beim Förster regt sich sein Sohn mal wieder auf und schmeißt sein Gewehr wütend gegen die Wand; wahrscheinlich hat er den Fuchs immer noch nicht gefasst.
Er sieht so wütend aus, hoffentlich vergreift er sich nicht aus Zorn wieder an seiner Schwester.
Oh, dort weint Maria herzergreifend. Was sie wohl für ein Problem hat?
Auf ihren Füßen liegt der zahme Dachs des Vaters und schmiegt sich an sie.
Wie sie da sitzt und weint wirkt sie wunderschön.
Ob sie mich vermisst hat? Ich öffne die Tür und betrete den Raum...

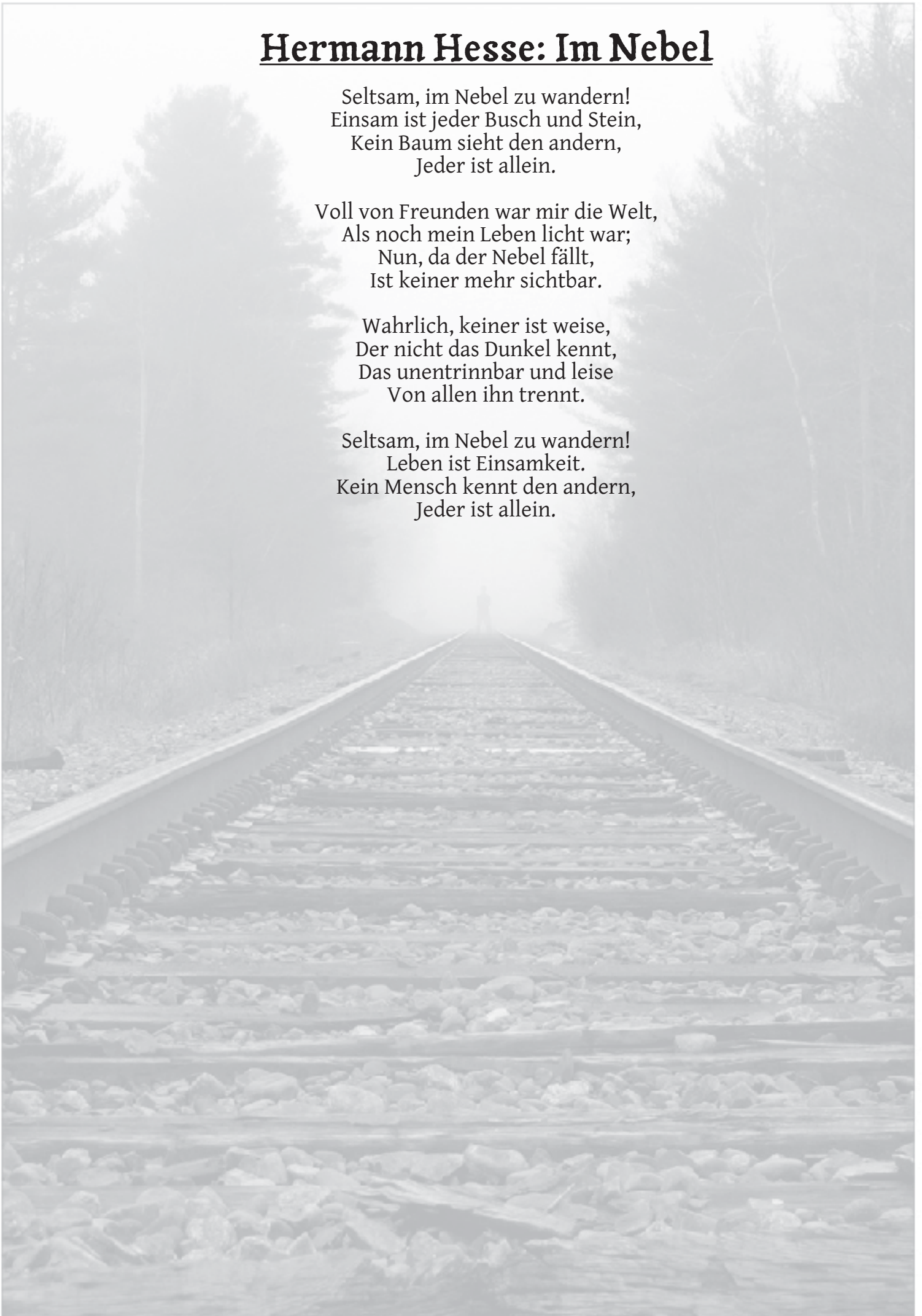
Hermann Hesse: Im Nebel

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamkeit.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.



Interpretation von „Im Nebel“

Im Gedicht „Im Nebel“ von Hermann Hesse, welches er 1905 geschrieben hat, geht es um Einsamkeit unter Menschen.

Es ist in 4 Strophen mit jeweils 4 Versen aufgebaut, wobei sich in jeder Strophe das Reimschema ABAB wieder finden lässt.
Es hat eine leicht beklemmende Stimmung.

Der Nebel im ersten Vers ist eine Metapher für eine identitätslose Menschenmasse, das lyrische Ich kennt die Menschen um sich nicht.
Durch den Busch und Stein möchte Hesse sagen, dass jeder Mensch, egal wie sein Aussehen oder Charakter ist, einsam ist.
Die Menschen achten nicht richtig aufeinander, sondern kümmern sich nur um sich, was er durch die Bäume die sich nicht sehen verdeutlicht.

In der zweiten Strophe erzählt das lyrische Ich, dass es besser war bevor der Nebel fiel. Hiermit wird wohl der steigende Persönlichkeitsverlust durch die Industrialisierung und den starken Wachstum der Städte kritisiert, indem Hesse diesen als fallenden Nebel bezeichnet.

Das Ich war nicht so einsam bevor dieser Nebel viel und es noch „licht“ war.
Hesse benutzt hier ganz bewusst „licht“ und nicht hell, wie man es gewöhnlich machen würde, da Licht für Hoffnung steht – das Ich hat keine Hoffnung mehr.
Auch fällt auf, dass er den Nebel als „fallend“ und nicht sinkend beschreibt, obwohl ein Nebel gewöhnlich nicht fällt – hiermit verdeutlicht er das der Persönlichkeitsverlust und die damit verbundene Einsamkeit sehr schnell geschieht.

Er schreibt in der dritten Strophe, dass niemand weise ist, der nicht das Dunkle kennt. Durch die Dunkelheit wird etwas Schlechtes symbolisiert – man ist erst weise wenn man auch schlechte, nicht schöne Erfahrungen gemacht hat.
Gleichzeitig sind diese schlechten Erfahrungen unvermeidbar, sie sind unentrinnbar und man kann ihnen nicht ausweichen, da sie leise kommen.

In der letzten Strophe schreibt Hesse, dass Leben Einsamkeit ist.
Dies kann man als Erkenntnis des lyrischen Ich sehen; dieses akzeptiert das man immer Einsam ist.
Auffällig ist auch, dass das Ich jetzt die anderen Menschen, im Gegensatz zur ersten Strophe erkennt und einsieht, dass es diese nicht kennt.
Das Gedicht endet mit der Wiederholung von „Jeder ist allein“, wodurch dieser Satz besonders hervorgehoben wird und das Thema des Gedichtes – die Einsamkeit – betont.

Insgesamt ist Gedicht ziemlich pessimistisch und kritisch. Die im Gedicht enthaltene Kritik an der Industrialisierung ist sehr typisch für Hesse.
Da Einsamkeit immer eine Rolle spielt hat es heute natürlich auch immer noch Relevanz.
Allerdings finde ich, dass Hesse alles etwas zu krass beschreibt – nicht jeder Mensch ist Einsam, bzw. nicht jeder Mensch fühlt sich einfach.
Das man die meisten Menschen nicht wirklich gut kennt stimmt meiner Meinung nach schon, allerdings hat dies nicht zwangsweise etwas mit Einsamkeit zu tun.

angst

gelegentlich kommt sie auf
macht mich zur maus
sagt mir was mich graust
indem sie in mir haust

wie furchtbar sie ist
mit ihrer heimtückchen list
will mich ganz aufressen
und sich mit mir messen

schrumpft mich klein
obwohl sie ist mein
an meinen nerven sie flaust
indem sie in mir haust



Wahre Liebe?

ich bin verwirrt
weiss nicht mehr weiter
in mir tobt ein Krieg

warum plagen mich Zweifel?
wieso mach ich es nicht
einfach?

Er liegt dort
guckt mich an
so einladend

ich will Ihn benutzen
will mit Ihm eins werden
trau mich aber nicht

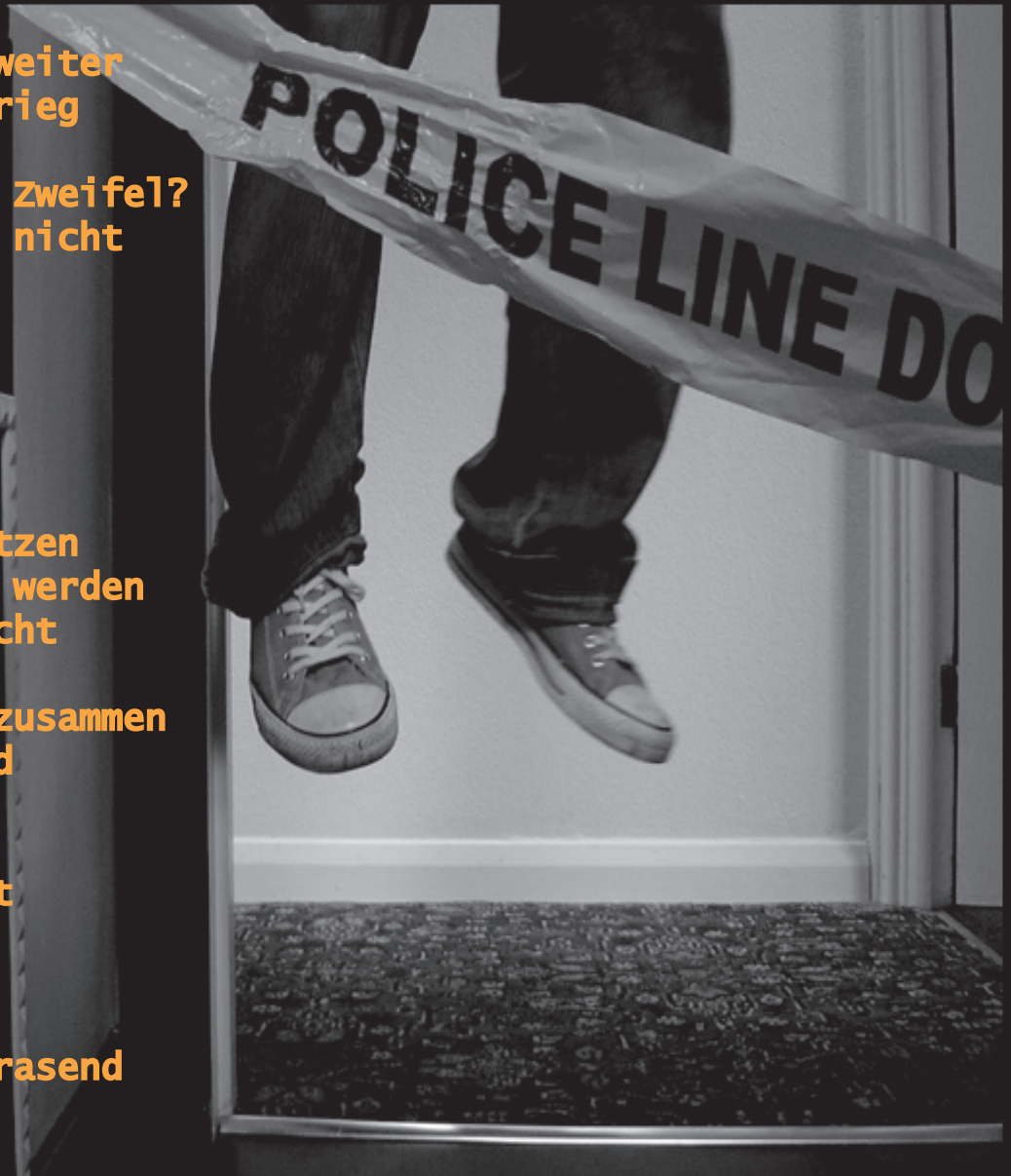
fasse meinen Mut zusammen
näher mich Ihm und
beruehr Ihn sanft

Er regt sich sanft
so liebevoll
schaut Er mich an

mein Herz klopft rasend
während ich mit
Ihm eins werd
Er nimmt mir die Luft
langsam sie entweicht

mir wird ganz warm
langsam werd ich ruhiger
schlafe ein

mit seinen Armen umschlungen
heftig liebkost Er mich
Er, der Strick



Theodor Storm: Schlaflos

Aus Träumen in Ängsten bin ich erwacht;
Was singt doch die Lerche so tief in der Nacht!

Der Tag ist gegangen, der Morgen ist fern,
Aufs Kissen hernieder scheinen die Stern'.

Und immer hör ich den Lerchengesang;
O Stimme des Tages, mein Herz ist bang

Gedanken eines Schlaflosen

Ich wache schwitzend auf. Schon wieder einer dieser Alpträume,
die ich hab soweit ich denken kann. Ob sie wohl jemals aufhören werden?
Draußen singt eine Lerche. Warum kann ich nicht ein solch sorgenfreies Leben
wie die Lerche haben?

Jetzt liege ich hier in der Dunkelheit und kann nicht wieder einschlafen.
Die Nacht ist klar, ich kann die Sterne beobachten. Wie fern sie doch sind.
Sie stimmen mich irgendwie nachdenklich. Sie lassen mich über mein Leben
nachdenken.

Warum lebe ich überhaupt? Welchen Zweck hat das alles? Wieso mache ich
andauernd dumme Fehler?

Irgendein Klugscheißer würde mir jetzt wahrscheinlich sagen, dass Fortpflanzung
der Sinn des Lebens ist. Kann das wirklich alles sein?

Ich lebe nur um Kinder zu zeugen?

Warum sterben die Menschen dann nicht einfach nachdem sie unfruchtbar sind?
Das kann es einfach nicht sein.

Vielleicht ist mein Leben ja auch ganz einfach sinnlos und ein böser Scherz
von irgendeinem perversen Wesen, das mich leiden sehen will.

Was wohl passieren würde, wenn ich mich einfach umbringe?

Würde dies überhaupt etwas ändern?

Es sind so viele Fragen die ich mir stelle, sie zereisen mich förmlich.

Warum kann ich nicht einfach einschlafen und weiter träumen?

Ich finde einfach keine Antworten...

Langsam wird es hell; der Wecker klingelt. Ich stehe auf.

Gedanken eines Schlaflosen

Ich wach schwitzend auf.
Schon wieder einer
einer dieser Alpträume,
die ich hab
soweit denken ich kann.

Draußen singt eine Lerch.
Warum ich nicht
ein solch sorgenfrei Leben
wie die Lerch haben kann?

Jetzt liege ich hier
in der Dunkelheit
kann nicht einschlafen.

Die Nacht ist klar,
ich kann die Sterne sehen.
Wie fern sie sind.

Mich stimmen
Nachdenklich Sie.
lassen mich über mein
Leben nachdenken.

Warum lebe ich überhaupt?
Welchen Zweck hat das
alles? Wieso mache ich
dauernd dumme Fehler?

Irgendein Kluger scheißer
würde mir jetzt sagen,
Fortpflanzung der Sinn des
Lebens ist.

Kann das wirklich alles sein?
leb Ich nur um Kinder zu zeugen?
Warum sterben Menschen nicht
einfach nachdem sie unfruchtbar sind?

Das kann es einfach
nicht sein.

Vielleicht ist mein Leben
einfach sinnlos und ein
böser Scherz von einem
perversen Wesen,
das mich leiden sehen will.

Was wohl passieren würde,
wenn ich mich umbring?
Würde das was
ändern?

So viele Fragen
die ich mir stell,
sie zereisen mich.

Warum kann ich nicht
einfach schlafen und träumen?
Ich finde keine Antworten...

Langsam wird es hell;
der Wecker klingelt
und Ich steh auf.

STANDPUNKTE

dort kommt das Kind
hüpfend vergnügt vor sich hin
den Hund im fixier

mit fleisch in der
hand, das Kind
sich dem Hunde nähert

dieser hingegen
gestört vom Kind
es recht ärgerlich betrachtend

nun sehend das fleisch
holt es geschwind
vergnügt wie eben noch
das Kind

das Kind nun
weinend rennt weg
gestört betrachtend die hand
im maul des vom blut nicht
gestörten Hund

Der Strich

Oh du Strich,
wie schön grad
du doch bist

Oh du Strich,
wie ruhig und
still dich bemißt

Oh du Strich,
wie präsent bist
das dich nie
irgend jemand misst

Oh du Strich,
welch einfach Form
dies doch ist

Doch dennoch endest
gleich an zwei
weit entfernten Stellen
Oh du Strich

Erich Kästner: Das letzte Kapitel

Am 12. Juli des Jahres 2003
lief folgender Funkspruch rund um die Erde:
daß ein Bombengeschwader der Luftpolizei
die gesamte Menschheit ausrotten werde.

Die Weltregierung, so wurde erklärt, stelle fest,
daß der Plan, endgültig Frieden zu stiften,
sich gar nicht anders verwirklichen läßt,
als alle Beteiligten zu vergiften.

Zu fliehen, wurde erklärt, habe keinen Zweck.
Nicht eine Seele dürfe am Leben bleiben.
Das neue Giftgas krieche in jedes Versteck.
Man habe nicht einmal nötig, sich selbst zu entleiben.

Am 13. Juli flogen von Boston eintausend
mit Gas und Bazillen beladene Flugzeuge fort
und vollbrachten, rund um den Globus sausend,
den von der Weltregierung befohlenen Mord.

Die Menschen krochen winselnd unter die Betten.
Sie stürzten in ihre Keller und in den Wald.
Das Gift hing gelb wie Wolken über den Städten.
Milionen Leichen lagen auf dem Asphalt.

Jeder dachte, er könne dem Tod entgehen.
Keiner entging dem Tod, und die Welt wurde leer.
Das Gift war überall. Es schlich wie auf Zehen.
Es lief die Wüsten entlang. Und es schwamm übers Meer.

Die Menschen lagen gebündelt wie faulende Garben.
Andre hingen wie Puppen zum Fenster heraus.
Die Tiere im Zoo schrien schrecklich, bevor sie starben.
Und langsam löschten die großen Hochöfen aus.

Dampfer schwankten im Meer, beladen mit Toten.
Und weder Weinen noch Lachen war mehr auf der Welt.
Die Flugzeuge irrten, mit tausend toten Piloten,
unter dem Himmel und sanken brennend ins Feld.

Jetzt hatte die Menschheit endlich erreicht, was sie wollte.
Zwar war die Methode nicht ausgesprochen human.
Die Erde war aber endlich still und zufrieden und rollte,
völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn.

Interpretation von „Das letzte Kapitel“

Im Gedicht „Das letzte Kapitel“ von Erich Kästner, welches er 1930 geschrieben hat, geht es darum, dass die „Weltregierung“ beschlossen hat den endgültigen Frieden durch die Ausrottung der Menschheit zu erreichen.

Das Gedicht hat eine sehr beklemmende und apokalyptische Stimmung.

Es ist in neun Strophen mit jeweils vier Versen aufgeteilt, wobei in jeder Strophe ein Kreuzreim (ABAB) zu finden ist.

Das Gedicht beginnt mit dem Datum an dem die Weltregierung beschlossen hat, die gesamte Menschheit auszurotten. Dadurch, dass Kästner den Vers nach dem Datum abbricht, obwohl er inhaltlich noch in dem zweiten Vers weitergeht (Enjambement) betont er das Datum besonders.

Auch ist der Zeilenumbruch wohl eine Andeutung des Untergangs der Menschheit.

Im zweiten Vers schreibt er, dass ein Funkspruch um die gesamte Welt läuft.

Er personifiziert dadurch den Funkspruch, den ein Funkspruch kann nicht laufen.

Das er schreibt, der Funkspruch läuft über die Erde verdeutlicht, dass der Funkspruch sich sehr schnell herumgesprochen hat; jeder weiß davon.

Hiermit spielt er kritisch auf die Medien an – sobald etwas geschieht weiß jeder davon, es gibt keine Geheimnisse.

Im nächsten Vers ist die Rede von einem Bombengeschwader der Luftpolizei, wodurch Kästner die Bomben, die für Zerstörung und Chaos stehen, zu einem Werkzeug von Ordnungshütern macht.

Dies stellt eine Kritik an die, damals immer mehr an Macht gewinnende, radikale NSDAP da.

Im vierten Vers schreibt er, dass dieses Geschwader die ganze Menschheit ausrotten würde.

Hier zeigt Kästner ganz klar, dass er von der NSDAP und ihren radikalen, populistischen Ideen nichts hält, er befürchtet das sie für ein Deutschland ein großes Verhängnis werden könnte.

In der zweiten Strophe geht es darum, dass erklärt wurde, dass die Weltregierung festgestellt hat, dass man endgültigen Frieden nur durch die Vergiftung aller Beteiligten verwirklichen kann.

Weil Kästner schreibt, dass dies so erklärt wurde bekommt man das Gefühl, dass dies nicht der wirkliche Grund ist sondern nur ein Vorwand, womit er wohl auch die Auflösung des Reichstages durch Hindenburg (Juni 1930) kritisiert.

Dass er schreibt, man könne Frieden nur stiften indem man alle Beteiligten vergiften wirkt sehr ironisch. Er schreibt dies so, als wäre es etwas tolles vergiftet zu werden.

Da er von Beteiligten schreibt wird ein Eindruck von Unbeteiligung erweckt, obwohl eigentlich jeder an der Vernichtung der Menschheit beteiligt ist.

Das „wurde erklärt“ wird in der dritten Strophe wiederholt, wodurch der Eindruck der Unbeteiligung nochmals verstärkt wird; es wird irgendwo etwas erklärt, was einen ja nicht wirklich betrifft.

Er preist das Gift in dieser Strophe wie etwas unheimlich tolles an; man muss sich nicht einmal umbringen da es einen so oder so erreicht.

Auch umschreibt er alles so, dass es viel weniger schlimm wirkt als es ist.

So schreibt er, dass keine Seele am Leben bleiben darf und das man sich nicht entleiben muss anstatt, dass er schreibt das jeder umgebracht wird, womit er die populistische Art der NSDAP kritisiert.

In der vierten Strophe hört Kästner mit der Beschönigung des Massenmordes auf, er schreibt ganz eindeutig, dass die Flugzeuge den befohlenen Mord vollbrachten. Dadurch, dass er schreibt, dass die Flugzeuge um den Globus sausen macht er allerdings wieder einen Eindruck der Ferne; so als würde man die Erde aus dem All betrachten. Indem er schreibt, dass die Flugzeuge den befohlenen Mord ausführen personifiziert er einerseits die Flugzeuge – den diese sind Werkzeuge, sie können nicht selbstständig Morden und macht andererseits klar, dass der Mord nur auf Befehl weniger Personen hin geschieht. Die Piloten gehorchen einfach stumpf wie Werkzeuge. So kritisiert er nicht nur die NSDAP, sondern auch die Menschen die einfach alles glaubten, was sie von dieser erzählt bekamen und sie so stärkten.

Nun (fünfte Strophe) erkennen die Menschen erst die Auswirkungen; sie wollen flüchten, nur gelingt ihnen dies nicht – das Gift ist überall. Kästner schreibt, dass das Gift gelb wie Wolken über den Städten hing, obwohl Wolken nicht gelb sind. Durch dieses Paradoxon will er zeigen, dass selbst das Udenkbare, das Unmögliche möglich sein kann. Man kann dies auch als Appell, es nicht so weit kommen zu lassen, sehen. Denn wenn es soweit ist, ist es zu spät. Da er schreibt, dass Millionen Leichen auf den Asphalt lagen, kann man erkennen, dass er die Welt wohl im Jahre 2003 als eine einzige, große Stadt sah.

In der sechsten Strophe wird bestätigt, dass er in den vorherigen Strophen einen Eindruck der Unbeteiligung erwecken wollte, da er schreibt, dass jeder dachte er könne dem Tod entgehen. Auch schreibt er, dass dies ein Irrtum war und die Welt leer wurde. Dies lässt ein wenig auf Kästners Weltbild schlussfolgern, denn die Welt war ja nicht wirklich leer – er schildert nur den Tod der Menschen; Pflanzen wurden nicht vernichtet und die Werke der Menschen wurden auch nicht vernichtet. Er ist also der Meinung, dass die Menschen die Welt ausmachen und das sie ohne diese leer ist. Hier fällt auch wieder auf, dass er das Gift personifiziert, da er schreibt, dass dieses wie auf Zehen schlich, die Wüste entlang lief und über das Meer schwamm. Dies soll wohl eine erneute Kritik an die NSDAP darstellen, er bezeichnet sie als Gift.

In der nächsten Strophe schreibt Kästner, dass die Menschen gebündelt wie faulende Garben lagen. Dadurch, dass er die Menschen als faulende Blumen bezeichnet erkennt man, dass er die Menschen nicht als das Problem der Erde ansieht, sondern eher einzelne Personen. Die große Menschenmaße sieht er eher als steuerbare Puppen, die gar nichts schlechtes anstellen können wenn sie nicht jemand steuert, was er dadurch zeigt das er schreibt, dass einige Menschen wie Puppen aus den Fenstern hingen. Indem er schreibt, dass die Tiere im Zoo schreiend starben macht er darauf aufmerksam, dass die Menschen still und verängstigt untergingen und gar nicht versucht haben sich zu wehren. Sie haben zwar versucht dem Unglück auszuweichen, aber haben nicht versucht dieses zu verhindern – im Gegensatz zu den Tieren, die zwar versuchen sich zu wehren, dies aber nicht können. Der letzte Vers zeigt allerdings metamorphisch, dass es wohl doch ein paar Menschen gegeben hat, die versucht haben sich zu wehren.

Diese symbolisierte er durch die großen, unverwüstlichen, starken Hochöfen die allerdings ohne Unterstützung nichts machen können.

Dies kann man auch als eine Aufforderung sehen alles etwas kritischer zu sehen und nicht alles hinzunehmen wie es ist.

Denn wenn man alles so hinnimmt hat selbst der größte Kämpfer keine Chance etwas zu ändern.

Die Dampfer mit den Toten, in der vorletzten Strophe kann man auch als auch die NSDAP sehen, die viele Menschen ohne eigene Meinung (die Toten) mit sich schleppt.

Allerdings ist eine riesige, mundtote Menschenmasse nicht wirklich das, was die Menschen wollen. Es gibt zwar nichts Schlechtes mehr, aber auch nichts gutes, was er dadurch beschreibt, dass es weder Weinen noch Lachen auf der Welt gibt.

Denn eine meinungslose Masse erlaubt den Herrschern, die er durch die Flugzeuge symbolisiert, die Welt zu zerstören, was er mit den sinkenden, brennenden Flugzeugen symbolisiert.

In der letzten Strophe schreibt, dass die Menschheit nun endlich hatte was sie wollte, was im Bezug auf die vorherigen Strophen sehr zynisch wirkt.

Er tut die Vernichtung der Menschheit als eine Kleinigkeit ab, bei der man ein paar Nachteile durchaus im Kauf nehmen kann, was durch das „Zwar“ im zweiten Vers dieser Strophe erreicht.

Nun setzt er den Schwerpunkt nicht mehr auf den Menschen, sondern auf die Erde, da er schreibt dass diese zufrieden ist.

Sie hat quasi von etwas profitiert, was eigentlich die Menschheit als eine Problemlösung für sich angesehen hat.

Da er schreibt, dass die Erde nun zufrieden ist und ihre bekannte elliptische Bahn beruhigt rollt, erweckt er den Eindruck, dass wieder alles beim alten ist.

Man könnte sagen, dass er die Menschen als eine Krankheit der Erde ansieht, die aber mit Zeit von selbst verschwindet.

Dies stellt wohl eine Drohung da; wenn die Menschen nicht versuchen selber zu handeln wird alles von selbst wieder normal - nur dann nicht unbedingt zum Vorteil der Menschen.

Das Gedicht wirkt insgesamt sehr ironisch und zynisch, was es typisch für Erich Kästner macht.

Auch ist sehr kritisch, wie es für Kästner typisch ist.

Das Gedicht ist insgesamt so geschrieben, dass man es nicht nur auf die NSDAP, sondern zum Beispiel auch auf den Kommunismus in der ehemaligen Sowjetunion, bzw. auf alle Diktaturen und extremistische Parteien, die Macht erlangten hätte beziehen können.

Dadurch hat es natürlich auch heute noch immer eine gewisse Relevanz.

Quellenverzeichnis

Seite	Objekt	Quelle
0	Bild (Not_Death)	http://www.deviantart.com (genaue URI unauffindbar)
3	Bild (Lord_of_War)	http://www.deviantart.com/view/9121756/
	Gedicht (Der Krieg)	http://www.onlinekunst.de/frieden/hey_m_krieg.html
4	Bild (No_War)	http://www.deviantart.com/view/2840153/
7	Bild (But_mom_[...])	http://www.deviantart.com/view/2813782/
8	Passagen im Gedicht	AB "Ich bin was ich bin im Gedicht" (aus Unterricht)
9	Bild (A_Forest)	http://www.deviantart.com/view/22361841/
	Gedicht (Die Heimkehr)	http://meister.igl.uni-freiburg.de/gedichte/hei_h06.html
11	Gedicht (Im Nebel)	http://www.gedichte.vu/?im_nebel.html
	Bild (Through_the_fog)	http://www.deviantart.com/view/1559455/
13	Bild (Angst)	http://www.deviantart.com/view/16991322/
14	Bild (Peace_at_Last)	http://www.deviantart.com/view/17911550/
15	Bild (sleeples_night)	http://www.deviantart.com/view/4339922/
16	Bild (sleepless)	http://www.deviantart.com/deviation/15081053/
19	Bild (Poison)	http://de.wikipedia.org/wiki/Bild:Dangclass6_1a.png
	Bild (Biohazard)	http://de.wikipedia.org/wiki/Bild:Dangclass6_2.png
	Gedicht (Das letzte Kapitel)	http://www.kultur-netz.de/literat/lyrik/kaestner/kapitel.htm